

SCHÜREN



Susanne van den Berg

„Aber Liebe ... ist nur eine Geschichte“

NEUROBIOLOGISCHE UND PSYCHOLOGISCHE
ASPEKTE DER PAARBEZIEHUNG IM SERIELLEN
ERZÄHLEN AM BEISPIEL DER KRANKENHAUSSERIEN
GREY'S ANATOMY UND IN ALLER FREUNDSCHAFT

Susanne van den Berg
«Aber Liebe ... ist nur eine Geschichte»

Die Autorin

Susanne van den Berg, Dr. phil., Dipl.-Psych., geboren in Kempten/Allgäu, Schulzeit und Abitur an der Deutschen Schule Brüssel/Belgien. Studium der Psychologie an der Universität Mannheim, Promotionsstudiengang Theaterwissenschaft an der LMU München. Tätigkeit als klinische Psychologin und Supervisorin.

Susanne van den Berg

«Aber Liebe ... ist nur eine Geschichte»

Neurobiologische und psychologische
Aspekte der Paarbeziehung im seriellen
Erzählen am Beispiel der Krankenhausserien
GREY'S ANATOMY und IN ALLER FREUNDSCHAFT

SCHÜREN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Zugleich Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Abbildungsnachweis

ABC / Touchstone Television / Buena Vista Home Entertainment, 2006 (Abb. 39–91); ABC Studios / Walt Disney Studios Home Entertainment, 2008 (Abb. 93); ARD / MDR / Kinowelt Home Entertainment (Abb. 9–22, 27–36, 92); ARD / MDR / Studiocanal (Abb. 23–26); Susanne van den Berg, 2018 (Abb. 5–8, 37–38, Tab. 3–4); Lucy Brown, 2014 (Abb. 1–2); Guy Bodenmann, 2015 (Abb. 3); Rüdiger Peuckert, 2012 (Tab. 1); Jürg Willi, 2011 (Tab. 2); MDR, 2020 (Abb. 4)

Schüren Verlag GmbH
Universitätsstr. 55 · D-35037 Marburg
www.schueren-verlag.de

© Schüren 2021

Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung: Erik Schüßler

Umschlaggestaltung: Wolfgang Diemer, Frechen

Coverfoto: GREY'S ANATOMY (Staffel 1, Folge 2; ABC / Touchstone Television / Buena Vista Home Entertainment, 2006)

ISBN eBook 978-3-7410-0130-7

ISBN Print 978-3-7410-0374-5

Inhalt

Danksagung	7
1 Einleitende Überlegungen	11
2 Ehe, Partnerschaft und Liebesbeziehung – Paare im Wandel	19
3 Die Liebesbeziehung als Gegenstand psychologischer Forschung	29
3.1 Einleitung	29
3.2 Verliebtheit und Bindung	31
3.2.1 «Dein ist mein ganzes Herz» – Verliebtsein und die romantische Liebe	31
3.2.2 Bindung	39
3.3 Eine «gute» Beziehung? Aspekte der Partnerschaftsqualität	44
3.3.1 Das differenzierte Wissen über den Liebespartner	45
3.3.2 Gegenseitige Zuneigung, Bewunderung und Zuwendung	48
3.3.3 Offenheit für reziproke Einflussnahme	49
3.3.4 Der konstruktive Umgang mit Veränderungen, Problemen, Krisen und Konflikten	50
3.3.5 Die gemeinsame Sinnfindung	56
3.4 Die Persönlichkeitsentwicklung im Prozess der Liebesbeziehung	57
4 «Und immer mit der Krankenschwester?» – Arzt- und Krankenhausserien im Kontext der filmwissenschaftlichen Serienforschung	63

4.1 Die Krankenhausserie – Begriffliche Präzisierung und historische Aspekte	63
4.1.1 Definitiorische Ansätze	63
4.1.2 Historische Aspekte	67
4.2 Arzt- und Krankenhausserien in der Forschung	73
4.3 En détail: GREY’S ANATOMY und IN ALLER FREUNDSCHAFT	78
4.3.1 GREY’S ANATOMY – «Never a dull moment here at Seattle Grace»	78
4.3.2 IN ALLER FREUNDSCHAFT – «Sachsenklinik weichgezeichnet»	82
5 Filmanalyse	87
5.1 Leitende Fragestellungen	87
5.2 Ergebnisse	89
5.2.1 IN ALLER FREUNDSCHAFT	89
5.2.1.1 Lebensformen – Beziehungsformen Teil I	90
5.2.1.2 Verliebtheit und Bindung	93
5.2.1.3 Aspekte der Paarqualität – «Wahrheiten sind meistens banal»	127
5.2.1.4 Liebespaare in ihrer Entwicklung – «Around and around»?	164
5.2.2 GREY’S ANATOMY	173
5.2.2.1 Lebensformen – Beziehungsformen Teil II	174
5.2.2.2 Die Pilotfolge als «Kunst des Anfangs»	175
5.2.2.3 Paarbeziehungen in einer kompetitiven Welt – «Welcome to the game»	192
6 Schlussbetrachtung	251
7 Literatur- und Quellenverzeichnis	257
7.1 Literaturverzeichnis	257
7.2 Weitere Quellen: E-Mail	267
7.3 Internetquellen	268
7.4 Verzeichnis der genannten Spielfilme	269
7.5 Verzeichnis der genannten Serien	269
7.6 Liste der filmanalytisch verwendeten Serien und Folgen	270
7.6.1 IN ALLER FREUNDSCHAFT	270
7.6.2 GREY’S ANATOMY	272

Danksagung

Eine interdisziplinäre Promotion ist immer eine Wanderung zwischen zwei Welten, sie erweitert bereichernd die eigene Perspektive, stellt jedoch auch lang gelerntes und überzeugt vertretenes Wissen irritierend infrage.

Mein besonderer Dank gebührt meinem Doktorvater Herrn Prof. Dr. Andreas Enghart, der dieses Projekt mit der Aufnahme in den theaterwissenschaftlichen Promotionsstudiengang der LMU München befürwortet und im Verlauf ermutigend begleitet hat. Er ermöglichte mir großen Freiraum in der wissenschaftlichen Arbeit, sodass ich meine eigenen Ideen und Vorstellungen einbringen konnte, gleichzeitig stand er mir bei allen Fragen und Unsicherheiten hilfreich zur Seite. Herrn Prof. Dr. Michael Gissenwehler danke ich für seine Offenheit und vorbehaltlose sowie spontane Zusage, die Promotion als Zweitgutachter zu betreuen.

Viele Menschen haben mich auf diesem Weg unterstützt und Zeit für meine Fragen gefunden. Für ihren fachlichen Rat danke ich Dr. Hans-Helmut Gockel, Dr. Johannes Wende und Prof. Dr. Christof Birkenmaier. Wertvolle Literaturhinweise gaben mir Prof. Dr. Dr. Thomas Fuchs, Prof. Dr. Daniel Stein, Kerstin Ullrich und Prof. Dr. Ralf Vogel. Christine Schnappinger verwandelte mit viel Liebe zum Detail meine entworfenen Genogramme in Grafiken. Nadja Ziegeltrum (Pro7) und Camilla Zubayr (ARD) sandten Einschaltquoten und Daten zu den jeweiligen Serien, Tobias Ringsgwandl unterstützte mich vorbehaltlos in der Technik. Michael Miesbach und Dr. Lina Riedl prüften das Publikationsmanuskript mit Blick auf die zukünftige Leserschaft.

Danken möchte ich an dieser Stelle besonders HF, Waltraut Walbinger und Michael Miesbach für geduldigen Zuspruch, Hilfe und moralische Unterstützung: You are the Marines! Brigitte Müller organisierte unendliche Male die

Danksagung

perfekte Lesesaalkabine in der Bayerischen Staatsbibliothek und Anna Kleeblatt überließ mir für viele Monate ihr Arbeitszimmer, wofür ich ihnen zutiefst dankbar bin.

Ohne Anne Stadler, die mich zum Schreiben ermutigte, hätte das Projekt keinen Anfang gefunden. Ihr ist diese Arbeit gewidmet.

München, im September 2020

Susanne van den Berg

«Die Liebe ist das vielleicht wichtigste Thema an der Schnittstelle von Natur- und Geisteswissenschaft.»
(*Precht, 2009: 15*)

«Geschichten ereignen sich nicht, Geschichten werden erzählt.»
(*Ransmayr, 2016: 5*)

1 Einleitende Überlegungen

Der Titel der vorliegenden Arbeit ist dem Roman *Night and Day* von Virginia Woolf entnommen, den sie 1919 verfasste.¹ Im Verlauf der Erzählung lehnt die Protagonistin Mary Datchet den Heiratsantrag ihres Freundes Ralph Denham ab mit der Begründung, dass er sie nicht liebe, und eine Ehe ohne Liebe ihr nichts wert sei.² Ralph, in dem Bemühen, ihre Entscheidung zu akzeptieren, entgegnet ihr:

Aber Liebe – reden wir denn nicht alle eine Menge Unsinn darüber? Was meint man damit? Ich glaube, ich habe Dich aufrichtiger gern als neun von zehn Männern die Frauen, in die sie verliebt sind. Es ist nur eine Geschichte, die man sich über eine andere Person ausdenkt, und man weiß dabei die ganze Zeit, daß sie nicht stimmt. Natürlich weiß man es; man hütet sich aber ständig davor, die Illusion zu zerstören. (Woolf, 1983: 317)

Gleichwohl vor über 100 Jahren geschrieben, hat diese Szene dennoch nichts an Aktualität verloren. Die Frage nach Definition und Differenzierung der Konstrukte «Liebe» und «Verliebtheit» sowie ihre Bedeutung für die Qualität von Beziehungen prägen nach wie vor den wissenschaftlichen Diskurs.

Aufgrund ihrer Relevanz für die vorliegende Arbeit seien an dieser Stelle zwei Aspekte hervorgehoben: Zum einen haben die Fortentwicklung der funktionellen Bildgebung in der Neurowissenschaft und damit verbundene neue Erkenntnisse das bisherige Verständnis von Liebe auf der biologischen Ebene erheblich

1 Der Roman wurde 1919 verfasst (vgl. Woolf, 2013: XII) und erschien 1920.

2 Der genaue Wortlaut lässt sich Seite 317 der deutschen Übersetzung des Romans (in einer Ausgabe von 1983) entnehmen.

erweitert und fordern zu einer interdisziplinären Auseinandersetzung und Integration dieser Befunde heraus. Zum anderen führten die gesellschaftlichen Veränderungen und mit ihnen die Abnahme «traditioneller Vergemeinschaftungsformen» (Lenz, 2009: 26) zu einer Bedeutungszunahme der Partnerschaft als Confidantbeziehung, verbunden mit dem Wunsch nach emotionaler Unterstützung und Intimität. Liebe bildet dabei das zentrale Fundament einer Beziehung. Die viel diskutierte Fragilität heutiger Partnerschaften und Ehen ist, neben einer Vielzahl anderer Erklärungsansätze, auch den hohen Erwartungen an eine solche liebesfundierte Partnerschaft geschuldet³ und fordert die paartherapeutische Forschung und Praxis gleichermaßen heraus.⁴

Die im Rahmen der Pluralisierung der Lebensformen beobachtbare Abnahme traditioneller Rollenvorbilder und der Formulierung eines derzeit heterogenen und in seinen Botschaften ambivalenten Familienleitbildes macht den Entwurf eigener Lebenskonzepte notwendig und vermag mit Blick auf die individuelle Beziehungsgestaltung zu Verunsicherungen führen.

Der Schweizer Psychoanalytiker und Paartherapeut Jürg Willi beschreibt in diesem Zusammenhang die Rolle und Chance der Medien als eine mögliche Orientierung gebende Instanz:

Statt neue Lebensnormen zu suggerieren, wäre es wünschbar, dass die Medien Liebende darin unterstützen, ihre Beziehungen nach eigenen Vorstellungen zu gestalten. (2011: 71)

Gleichzeitig bewertet er die derzeitige mediale Vermittlung jedoch kritisch und führt hierzu weiter aus:

Liebe wird in den Medien oft in einer lächerlichen Weise propagiert – mit der Traumhochzeit, dem Traumpaar, dem Traummann oder der Traumfrau, die sich zu ewigem Liebesglück verbunden haben [...]. Die Inflation von Liebesbeziehungen macht diese brüchig und oberflächlich. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem, was zwischen Liebenden abläuft, wird vermieden, aus Angst, damit deren euphorisierende Wirkung zu zerstören. (2011: 9)

Eine solcherart beschriebene Glückserwartung findet auch Eingang in die filmwissenschaftliche Betrachtung von Kaufmann, die in der Erforschung des Liebesfilmes zwischen Verliebtheit und «im Film verliebt sein» differenziert (2007: 9). Die primäre Zielsetzung der im Kinofilm dargestellten romantischen Liebesbehandlung besteht demnach im Zueinanderfinden des Paares (ebd.: 59 ff.),

3 Z. B. Schneewind (2010: 68), Esser (2002: 472).

4 Z. B. Fincham & Beach (2006: 579), Hahlweg et al. (2010: 3 ff.).

verbunden mit der Annahme eines lebenslang anhaltenden Beziehungsglückes (ebd.: 12), dem märchenhaft anmutenden «happily ever after» (Bordwell, 1982: 2).

Entsprechend betonen gängige Erzählmuster des Liebesfilmes bestimmte Ausschnitte aus der Paarbeziehung, insbesondere die Anziehungsphase und den Beginn bzw. den Abbruch der Partnerschaft. Daher legt Kaufmann ihrer Arbeit ein Beziehungsmodell zugrunde, in welchem die längerfristige Entwicklung des Paares eher beiläufig Erwähnung findet:

Ich habe die Standardsituationen daher zu Themenkomplexen zusammengefasst, die sich an der Chronologie eines «normalen» Beziehungsablaufs orientieren: Begegnung, Kennenlernen, Intimität, gemeinsame Zukunft bzw. Trennung. (2007: 101)

Zunächst spiegelt ein solches Beziehungsverständnis die langjährige Ausrichtung der psychologisch orientierten Paarforschung wider, in deren Fokus der Aufbau und die Beendigung von Beziehungen stand (Perlman & Duck, 2006: 25). Aspekte der Fortführung und Aufrechterhaltung von Beziehungen, der «Bestandsphase», gewannen in der wissenschaftlichen Betrachtung erst in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung (z. B. Canary & Dainton, 2006: 727 ff.).

Des Weiteren ist aus kommerzieller Sicht die beschriebene Handlungsentwicklung, verbunden mit der Spannung des Zueinanderfindens und der für den Zuschauer⁵ befriedigenden Aussicht auf immerwährendes Glück, erfolgsversprechend (z. B. Liptay, 2007: 291); die Sehnsucht nach erfüllter Zweisamkeit wird, wenn auch nur für kurze Zeit, gestillt. Der amerikanische Psychiater Harvey Greenberg formulierte 1991 in einer Kritik über *PRETTY WOMAN* sein Erstaunen darüber, dass Frauen trotz ihres feministisch orientierten Hintergrundes die aus seiner Sicht «Neanderthal intentions» (Greenberg, 1991: 12) des Films scheinbar ausblendeten und mit großem Vergnügen die Liebesgeschichte zwischen dem Millionär und der Prostituierten rezipierten. Greenberg deutete dieses Phänomen als kompensatorischen Akt in der Bewältigung des durch multiple Rollenanforderungen geprägten weiblichen Alltages (ebd.: 13).

Indes ließe sich neben diesem interpretativen Ansatz der Realitätsflucht vorsichtig die Hypothese bilden, dass das dargebotene Erzählmuster in der Rezeption grundlegende Gefühlsstrukturen anregt, die das rationale Bewusstsein, verbunden mit kognitiven Einschätzungen des Realitätsfernen oder Trivialen, temporär überlagern – eine Überlegung, die an späterer Stelle vertieft wird.

Letztlich erfährt das beschriebene narrative Schema des Liebesfilmes jedoch inhaltliche und formale Begrenzungen, da es die Möglichkeiten einer Fortsetzung

5 Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung für beide Geschlechter.

nahezu ausschließt. Hat die Liebesgeschichte einen stimmigen Abschluss gefunden, so lässt sich eine Fortsetzung nur schwerlich gestalten, ohne Inhalte des Vorangegangenen infrage zu stellen oder in dessen Bezug konstruiert bzw. spannungslos zu wirken (Kaufmann, 2007: 28).

In der Zusammenschau der vorgestellten psychologischen und filmwissenschaftlichen Überlegungen mag sich, unter Berücksichtigung eines nun erweiterten Beziehungsbegriffes, die Frage stellen, ob nicht eine Serialisierung des Erzählens den geeigneten strukturellen Rahmen bietet, um ein differenzierteres prozesshaftes Verständnis von Liebesbeziehungen über die Anziehungs- oder Auflösungsphase hinaus in ihrem Fortdauern zu vermitteln.

Konkreter Bezug nehmend auf die populäre Fernsehserie als bedeutende serielle Narrationsform⁶ würden Handlungsbögen, über mehrere Folgen gespannt, die mediale Abbildung der Vielschichtigkeit und Serialität partnerschaftlicher Interaktionsprozesse erlauben, aus denen sich letztlich eine Beziehung konstituiert:

Indeed the most significant remaining problem for personal relationships research is precisely *how* interactions translate into relationships over time.

(Duck & Sants, 1983: 34)

[...] the definition of a relationship [...] as a phenomenon that emerges from this series of interactions over time.

(*ebd.*: 39)

Zudem ließe sich mit Blick auf die stabile Konstellation von Kernfiguren als einem weiteren möglichen Kennzeichen seriellen Erzählens (z. B. Kelleter, 2012: 23) vermuten, dass die Fernsehserie im Vergleich zum Kinofilm Charaktere variierender in ihrem Verhalten und Erleben und differenzierter in ihrer persönlichen Entwicklung darzustellen vermag.

Gleichwohl ist auch in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, dass populäre Fernsehserien in ihrer Dramaturgie, ebenso wie der Kinofilm, an kommerzielle Anforderungen gebunden sind, denn «die Möglichkeit fortgesetzten Erzählens hängt entscheidend vom Markt- oder Publikumserfolg ab» (Kelleter, 2012: 19). Es bleibt also anzunehmen, dass auch in der populär-seriellen Narration von Liebesgeschichten romantische Symbole gezeigt und das Gelingen glücklicher Beziehungen zumindest in Aussicht gestellt werden müssen, um den Sehnsüchten und Wünschen der Rezipienten gerecht zu werden.

Bislang wurde diesen Überlegungen in der Forschung nur wenig nachgegangen, möglicherweise haftet Liebesgeschichten noch stets der «Ruch des Trivialen» an, wie Kaufmann bereits mit Blick auf den Liebesfilm konstatiert (2007: 20 ff.). Dies mag umso mehr für Liebesdarstellungen in Fernsehserien gelten, Letztere

6 Eine ausführliche historische Analyse der Tradition des zyklisch-seriellen Erzählens findet sich bei Mielke (2006). Zur Bedeutung der Fernsehserie vgl. auch Weber & Junklewitz (2008: 13).

wurden in ihrer frühen Phase in Deutschland als «audiovisuelle Heftchenliteratur» (Hickethier, 1998: 235) ebenfalls für «trivial» befunden, wenngleich insbesondere die neueren amerikanischen «Primetime-Serien» diesem Stereotyp nicht entsprechen (Englhart, 2008: 187 ff.; Mittell, 2006: 29 ff.).

Berücksichtigung findet das Thema vereinzelt in der Medienwirkungsforschung,⁷ oftmals in Zusammenhang mit der Rezeption «romantischer» Fernsehserien.⁸ Exemplarisch seien an dieser Stelle Arbeiten von Segrin und Nabi (2002: 247 ff.) sowie Rivadeneyra und Lebo (2008: 291 ff.) genannt, die in der Kultivierungsforschung⁹ beheimatet sind. Hierin werden Zusammenhänge zwischen dem Konsum romantischer Programminhalte, «romantically themed programming» (Segrin & Nabi, 2002: 260), und spezifischen Werten und Einstellungen der Rezipienten gemessen, beispielsweise idealisierten Erwartungen an die Ehe (ebd.: 247) oder der Geschlechterrollenorientierung Jugendlicher in «Dating»-Situationen (Rivadeneyra & Lebo, 2008: 291).

Neben der klassischen methodischen Problematik, dass errechnete Korrelationen noch keine Kausalzusammenhänge abbilden und damit eine Ursache-Wirkungs-Kette schwerlich nachzuweisen ist, fällt insbesondere die mangelnde inhaltliche Auseinandersetzung mit den als romantisch bewerteten und entsprechend ausgewählten Sendungen auf:

By «idealized images of marriage» we mean portrayals that include, for example, a great deal of romance, physical intimacy, passion, celebration, happiness, «love at first sight», physical beauty, empathy, and open communication.

(Segrin & Nabi, 2002: 249)

Eine willkürlich anmutende Mischung aus gängigen Vorstellungen des Kennenlernens («Liebe auf den ersten Blick»), Erwartungen an den Partner hinsichtlich Attraktivität (Schönheit), Persönlichkeitseigenschaften (Empathie) sowie Beziehungsmerkmalen (Leidenschaft, Glück und offene Kommunikation) wird in seiner medialen Umsetzung als idealisierend und klischeehaft bewertet, verbunden mit dem – auch impliziten – Vorwurf der Verwendung romantischer Stereotype. In einer älteren, im Auftrag der ULR¹⁰ angefertigten literaturwissenschaftlichen

7 Eine Metaanalyse inhaltsanalytisch fundierter Arbeiten zur Darstellung familialer Beziehungen in britischen Fernsehserien, insbesondere Soap Operas, gibt Livingstone (1987: 252 ff.). Für die deutsche Forschung konstatiert Mielke (2006: 522 ff.) mit Blick auf Seifenopern generell eine größere Präsenz von Arbeiten aus der Medienwirkungsforschung gegenüber inhaltlich-narrativen Fragestellungen.

8 Eine ausführliche filmanalytische Untersuchung von Liebesbeziehungen in japanischen Fernsehserien führte Knobloch (2003) im Rahmen ihrer Dissertation im Fachbereich Orientalistik durch.

9 Eine zusammenfassende Darstellung der Kultivierungsthese findet sich bei Rehschütz (2009: 27 ff.).

10 Abkürzung für die Unabhängige Landesanstalt für das Rundfunkwesen.

Studie von Wünsch und Kollegen (1996) zum «Wertesystem in Familienserien» (ebd.: 3) wird die Darstellung ebenfalls von «gelingenden optimalen Ehen als [...]stark sentimental und idealisiert» beschrieben (ebd.: 45), ohne diese Bewertung jedoch nachvollziehbar zu begründen oder eine «optimale» bzw. gelingende Beziehung (ebd.: 38 ff.) konzeptuell zu fassen.

Möglicherweise spiegeln solche Interpretationen auch die von Eva Illouz (2003: 240) beschriebene Dekonstruktion der Liebesromantik wider, die sie in ihrer Untersuchung vorwiegend bei Interviewpartnern der Mittel- und oberen Mittelschicht beobachtete. Dargebotene konventionelle Liebesdarstellungen und entsprechende Symbole, beispielsweise in Form von Rosen oder Hallmark Karten mit Liebesmotiven, erfuhren eine deutliche Geringschätzung (ebd.: 235 ff.). Illustrierend seien hier zwei Interviewausschnitte zitiert:

Weil Rosen sehr abgeschmackt sind [...]. (ebd.: 238)

Ich denke, Nummer 1 ist eine ziemlich dämliche Karte und ich würde lieber sterben, als eine solche Karte jemandem zu schicken, einfach – [...] Dämlich eben. Sentimental. Es ist fast eine Art Overkill, wissen Sie [...]. (ebd.: 235f.)

Dabei lehnten die Interviewpartner insbesondere solche Ausdrucksformen ab, die sie als übermäßig gefühlsbetont oder konventionell empfanden (ebd.: 236), der damit verbundene Vorwurf des «[...] <Stereotypen>» (ebd.: 239) ließe sich folglich als eine mögliche Form emotionaler Distanzierung interpretieren (ebd.: 239). Entsprechend resümiert Illouz (ebd.: 236 f.): «Die Abneigung gegen Konvention und Konsum ist auch eine Abneigung gegen empathischen Gefühlsausdruck». Diese weitreichende Schlussfolgerung legt nahe, dass in die Bewertung medial vermittelter Liebesgeschichten nicht nur Vorstellungen von Partnerschaften als solchen, sondern auch über den mit ihnen verbundenen adäquaten Umgang und Ausdruck von Emotionen und schließlich die Haltung gegenüber über «künstlich produzierten Liebesdarstellungen» (ebd.: 239) einfließen.

Bleibt der oftmals nur implizit erkennbare zugrunde liegende subjektive Maßstab solcher Einschätzungen und Bewertungen unreflektiert und werden die aus ihnen abgeleiteten Untersuchungen und Interpretationen keiner erneuten kritischen Betrachtung unterzogen, so besteht die Gefahr einer fortwährenden nicht hinterfragten Replikation.

Es scheint daher gewinnbringend, den weiteren Ausführungen ein gemeinsam getragenes, wissenschaftlich fundiertes Verständnis verschiedener Aspekte von Liebe und Partnerschaft zugrunde zu legen,¹¹ verbunden mit dem Anliegen, aus dieser interdisziplinären Perspektive neue Einsichten in die Untersuchung medi-

¹¹ Vgl. auch Hickethier (2007: 28).

aler Darstellungen von Liebesbeziehungen im Kontext der seriellen Populärkultur zu gewinnen.

Kommt man in diesem Zusammenhang noch einmal auf die eingangs zitierte Textpassage von Woolf zurück, so lässt sich aus ihr eine weitere für die vorliegende Arbeit richtungsweisende Überlegung ableiten.

Der geäußerte Einwurf, dass Liebe nur eine Geschichte sei, «die man sich über eine andere Person ausdenkt» (Woolf, 1983: 317), bezieht sich zunächst auf die vielfach beschriebene Projektion als besonderes Kennzeichen der Verliebtheit.

Legt man jedoch «Geschichte» als Ausdruck des Fiktionalen aus,¹² so ließe sich über die inhaltliche Untersuchung der Gestaltung von Liebesgeschichten in der seriellen Organisation hinaus auf einer übergeordneten Ebene kritisch hinterfragen, ob es sich hierbei tatsächlich um ein rein fiktives, letztlich sozial konstruiertes Geschehen handelt, oder, wie in den Ausführungen zum Film bereits angedeutet, in einzelnen Aspekten mit biologischen Bedingungen in Bezug steht.

«Es wäre aber verwunderlich, wenn die kulturellen Faktoren nicht mit den biologischen Gegebenheiten in Interaktion treten würden», kommentieren entsprechend auch Bierhoff und Grau (2003: 6) die Koexistenz sozial- und naturwissenschaftlicher Ansätze in der Erforschung von Paarbeziehungen.

Ausgehend von einem solchen Verständnis sich wechselseitig beeinflussender Systeme in der Beziehungswirklichkeit lässt sich die Fragestellung der vorliegenden Arbeit folgendermaßen zusammenfassen: Wie werden Liebesgeschichten in der seriellen Erzählform der populären Fernsehserie unter Berücksichtigung psychologischer und biologischer Sichtweisen über Liebe und Paarbeziehungen gestaltet?

Hierbei sollen über die in der Filmwissenschaft traditionell bevorzugten psychoanalytischen Ansätze hinaus Theorien und Modelle aus anderen Bereichen der Psychologie, beispielsweise der Sozial-, Entwicklungs- und Neuropsychologie, herangezogen werden.

In der grundsätzlichen Annahme, dass Liebe und liebesfundierte Beziehungen einem Entwicklungsverlauf unterliegen (z. B. Nave-Herz, 2013: 146; Lenz, 2009: 32), werden für die folgende Analyse mehrere ausgewählte Konstrukte, die mit diesem Prozessansatz in Einklang stehen, in ihrer Einbettung in den narrativen Rahmen der Fernsehserie betrachtet.

Im Einzelnen zählen hierzu die Verliebtheit und ihre mögliche Umgestaltung in ein Bindungsgeschehen, die Beziehungsqualität als ein Erfolgskriterium längerfristiger Partnerschaften sowie das Konzept der Ko-Evolution, welches die persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten innerhalb einer Paarbeziehung beschreibt.

Bezugnehmend auf die formulierte Fragestellung steht der noch dünn besiedelten Forschungslandschaft im filmwissenschaftlichen Bereich ein breit gefächertes

12 Zur literaturwissenschaftlichen Terminologie der Fiktionalität siehe beispielsweise Spörl (2002).

Interesse der Sozialwissenschaften an Beziehungsfragen und damit verbunden eine Vielzahl empirischer Befunde sowie theoretischer Modelle in der Paarforschung gegenüber.

Um sowohl die hier umfänglich vorhandenen Erkenntnisse auszuschöpfen als auch ihre Praktikabilität im Zuge einer filmwissenschaftlichen Fragestellung zu prüfen, wird in der vorliegenden Arbeit der Tiefe der Analyse eines einzelnen Genres Vorzug gegeben vor einem genrevergleichenden Ansatz – ein Vorgehen, das darüber hinaus mit der Empfehlung genrespezifischer Analysen aus der Rezeptionsforschung konform geht (Segrin & Nabi, 2002: 260; zsf. Quick, 2009: 42). Eine Generalisierbarkeit der Ergebnisse wird im Anschluss zu diskutieren sein.

Aus methodischen und inhaltlichen Gründen wird die Krankenhaus-Fernsehserie als Untersuchungsgegenstand gewählt. Ähnlich der Krimiserie zeichnet sie sich durch einen hohen Grad an Standardisiertheit aus¹³ und erlaubt daher zumindest eine gewisse Vergleichbarkeit der ausgewählten Serien.

Darüber hinaus bietet sich der klassische Aufbau von innerhalb einer Folge abschließenden Patientenschicksalen und sich über den Verlauf der Serie hinweg fortsetzenden Entwicklungen des Krankenhausteams an, um unterschiedliche Aspekte der Liebesbeziehung in variierender Form und Dauer in einer vorgegebenen narrativen Struktur näher zu beleuchten. Exemplarisch werden aus der Fülle des entsprechenden Serienangebotes in der vorliegenden Arbeit *GREY'S ANATOMY* und *IN ALLER FREUNDSCHAFT* als langjährige, auch aktuell produzierte Vertreter des US-amerikanischen Gegenwartsfernsehens bzw. des deutschen öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramms einer vertieften Betrachtung unterzogen.

Mit abschließendem Blick auf den Aufbau der Arbeit gliedern sich die weiteren Ausführungen in zwei Hauptteile, zunächst eine ausführliche Erörterung thematisch relevanter psychologischer sowie filmwissenschaftlicher Ansätze, gefolgt von einer Analyse der ausgewählten Fernsehserien.

Einleitend wird diesen Abschnitten ein historisch-soziologischer Exkurs über die Entwicklung von Paarbeziehungen seit der vorindustriellen Ära vorangestellt, denn, so Bierhoff und Grau (2003: 6), es sei «deutlich, dass ein Verständnis von Partnerschaft ohne die kulturelle Perspektive nicht auskommt».

Der letzte Teil der Arbeit dient dem Resümee der Ergebnisse und ihrer Diskussion in Bezug zu den hier vorgestellten Fragen und Überlegungen. Um diese mit Ulrich Plenzdorf und Virginia Woolf gleichsam abzuschließen und dem Folgenden wieder voranzustellen: Sind Liebesgeschichten in Fernsehserien tatsächlich eine «Legende vom Glück ohne Ende»¹⁴, fast zu schön, um wahr zu sein, und ist Liebe nur eine Geschichte?

13 Vgl. hierzu Kelleter (2012: 12).

14 Nach dem gleichnamigen Titel eines Textes von Ulrich Plenzdorf, erstmalig 1979 im Hinstorff Verlag in Rostock erschienen. Vgl. www.defa-stiftung.de/defa/kuenstlerin/ulrich-plenzdorf/ (28.03.2020).

2 Ehe, Partnerschaft und Liebesbeziehung – Paare im Wandel

Die heutige Gestaltungsbreite von Paarbeziehungen führt in der Forschungsliteratur zur Verwendung einer Vielzahl verschiedenster Begriffe in der Beschreibung einer solchen «Zweierbeziehung» (Lenz, 2009: 45 ff.). Nave-Herz formuliert hierzu den Überbegriff der «dyadischen Lebensformen» (2013: 32), welcher die Ehe, nicht eheliche Lebensgemeinschaft und homosexuelle Partnerschaft mit einschließt.

In der vorliegenden Arbeit werden darüber hinaus neben dem Begriff der «Paarbeziehung» auch die Bezeichnungen «Partnerschaft» und «Liebesbeziehung» in gleichem Sinne verwendet.

Kritisch weisen in diesem Zusammenhang sowohl Nave-Herz (2013: 32) als auch Lenz (2009: 46 f.) darauf hin, dass der Begriff der «Partnerschaft» stets einen Anspruch auf Gleichberechtigung innerhalb der Beziehung impliziert. Wenngleich ein solcher Anspruch in gegenwärtigen Paarbeziehungen nicht durchweg angestrebt oder umgesetzt wird (z. B. Lenz, 2013: 47), so entspricht er doch wie im Folgenden ausgeführt dem aktuell formulierten, auch juristisch fundierten Beziehungsleitbild.

Bewusst wird darüber hinaus in Anlehnung an Willi (2011: 15, 23 f.) der Begriff der «Liebesbeziehung» gewählt, der Liebe als wesentliche Qualität und zentrale Grundlage einer erfüllenden Partnerschaft betont.¹

In der historischen Betrachtung wurde der Liebe als Grundlage einer Eheschließung jahrhundertlang eine untergeordnete Bedeutung beigemessen. In der vorindustriellen Ära standen insbesondere Versorgungsaspekte durch

1 Zur kritischen Reflektion dieses Begriffes s. Lenz (2009: 46 f.).

gemeinsame Kinder und die damit verbundene Absicherung sowie das ökonomische Verständnis der Beziehung als Arbeitsgemeinschaft (Beck-Gernsheim, 1986: 212) im Vordergrund, kennzeichnend war somit primär der «instrumentelle Charakter» (Nave-Herz, 2013: 43) der Ehe.

Das Familienleben war räumlich im Rahmen der Haushaltsführung des «ganzen Hauses» (Meyer, 1992: 31)² mit der Arbeit verbunden und integrierte auch nicht verwandte Personen (Nave-Herz, 2013: 44, Büchner et al., 2012: 29). Meyer betont in diesem Zusammenhang das Fehlen einer Kernfamilie und «vergleichsweise gefühlsarme Beziehungsstrukturen» (1992: 33).

Erst neue, im Zuge der Industrialisierung entstehende Wohnformen, welche der zunehmenden Trennung von Familien- und Arbeitswelt entsprachen, erlaubten eine Distanzierung der Familienmitglieder zu anderen Angehörigen des Haushaltes und ermöglichten Privatheit und mit ihr den Aufbau einer Intimsphäre (Nave-Herz, 2013: 55).

Zunächst im 17. Jahrhundert in den wohlhabenden Familien einsetzend, dann sich im 18. und 19. Jahrhundert über alle sozialen Schichten etablierend, entwickelte sich das Leitbild³ der bürgerlichen Familie (z. B. Büchner et al., 2012: 26; Peuckert, 2012: 8) und mit ihr ein «Intimisierungs- und Emotionalisierungsprozess» (Nave-Herz, 2013: 55), in dessen Rahmen Liebe als wesentliches Motiv einer Eheschließung anerkannt wurde (ebd.: 56, Peuckert, 2012: 15; Schneewind, 2010: 53).⁴ Mit diesem Familienideal waren nun spezifische Erwartungen an die Ehe, bezogen auf wechselseitige emotionale Unterstützung und sexuelle Exklusivität, verbunden (Nave-Herz, 2013: 59). Familiengründung und Elternschaft erhielten eine zentrale Bedeutung, «die Ehe [...] wird fraglos unter die Familie subsumiert» (Lenz, 2009: 12). Zudem ging mit ihr eine geschlechtsspezifische Rollenzuschreibung innerhalb der Partnerschaft einher, wonach vornehmlich dem Mann als Haupternährer der Bereich der Erwerbsarbeit zugewiesen wurde. Die Frau war für Haushalt, Kindererziehung und die Erfüllung emotionaler Bedürfnisse aller Familienmitglieder zuständig (z. B. Nave-Herz, 2013: 58 f.; Büchner et al., 2012: 31; Schneewind: 2010: 53).

In Zusammenhang mit dieser «Verhäuslichung» der Rolle der Frau» (Meyer, 1992: 46) betont Beck-Gernsheim (1986: 219 f.; 1983: 309) die erhebliche Eingrenzung des weiblichen Lebenszusammenhangs auf das häusliche Umfeld, verbunden mit Erwartungen an die Fürsorge in Bezug auf das körperliche und seelische Wohlergehen anderer und die Zurücknahme eigener Bedürfnisse und Wünsche.

2 Vgl. auch Nave-Herz (2013: 43).

3 Zur Definition und Bedeutung von Leitbildern im familialen Kontext vgl. auch Büchner et al. (2012: 33 ff.).

4 Eine ausführliche Beschreibung des Leitbildes der bürgerlichen Familie in Abgrenzung zur Lebensform des «ganzen Hauses» findet sich bei Meyer (1992: 46).

Darüber hinaus trug die geschlechtsspezifische Zuordnung der Tätigkeitsfelder zur Unterschiedlichkeit der jeweiligen erfahrbaren «Lebenswelten» (Meyer, 1992: 44) innerhalb der Ehe bei.

Die dem bürgerlichen Familientyp inhärente Rollenverteilung mit den damit einhergehenden Abhängigkeiten der Ehefrau wurde im bürgerlichen Gesetzbuch⁵ im Rahmen des Ehe- und Familienrechtes in Form des Leitbildes der «Hausfrauen-ehe» (z. B. Roth, 2013: Rn. 2) zudem rechtlich verfügt. Demnach war die Ehefrau «berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten».⁶ Darüber hinaus musste sie, soweit es den wirtschaftlichen Verhältnissen, in denen das Paar lebte, entsprach, auch im Beruf oder Geschäft des Ehemannes mitarbeiten.⁷

Ferner wurde dem Ehemann das «Direktionsrecht» (Hahn, 2014: Rn. 1) zugesprochen und ihm damit die Befugnis erteilt, in der ehelichen Beziehung relevante Entscheidungen alleine, d. h. ohne Mitbestimmung der Ehefrau, zu treffen, beispielsweise über deren Wohnort, Wohnung, Vermögen oder Erwerbstätigkeit (Maltry, 2005: 2).⁸ Das Gleichberechtigungsgesetz von 1957⁹ führte zwar zu einer Aufhebung des Direktionsrechtes des Ehemannes (Hahn, 2014: Rn. 1) und modifizierte den Gesetzestext zu § 1356 u. a. dahingehend, dass der Ehefrau die Haushaltsführung in eigener Verantwortung oblag; darüber hinaus durfte sie erwerbstätig sein, «soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar»¹⁰ war – die geschlechtsspezifische Rollenverteilung wurde jedoch auch rechtlich weitergeführt.

Eine grundsätzliche Veränderung in der Rechtsstellung wurde schließlich durch das erste Gesetz zur Reform des Ehe- und Familienrechtes¹¹ erreicht, dem kein vorgegebenes Eheleitbild mehr zugrunde lag (Berger & Mansel, 2014: Rn. 1; Hahn, 2014: Rn. 1), sondern beiden Ehepartnern zugestand, gemeinsam über die Aufgabenteilung zu entscheiden:

Entsprechend dem heutigen Eheverständnis als einer auf Partnerschaft basierenden Lebensgemeinschaft verzichtet das 1. EheRG auf die Fixierung eines neuen Eheleitbildes und überlässt die Aufgabenverteilung der

5 Das bürgerliche Gesetzbuch trat 1900 in Kraft.

6 BGB § 1356 I aF; zum vollständigen Gesetzestext s. <http://lexetius.com/BGB/1356> (11.04.2014).

7 BGB § 1356 II aF; der vollständige Gesetzestext findet sich beispielsweise unter <http://lexetius.com/BGB/1356> (11.04.2014).

8 Zur vertieften kritischen Betrachtung des Direktionsrechtes des Ehemannes s. beispielsweise auch Sorge (2009).

9 Das Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau vom 18.06.1957 trat am 01.07.1958 in Kraft (vgl. Maltry, 2005: 3).

10 BGB § 1356 II aF; der vollständige Gesetzestext findet sich beispielsweise unter <http://lexetius.com/BGB/1356> (11.04.2014).

11 1. EheRG vom 14.06.1976, der genaue Wortlaut lässt sich dem durch den Bundesminister der Justiz herausgegebenen Bundesgesetzblatt (1976, Teil 1, 67, 1421–1464) entnehmen.

einvernehmlichen Regelung durch beide Ehegatten. Eine gesetzliche Vorgabe in diesem Bereich wäre ein nicht gerechtfertigter Eingriff in das Recht der Ehegatten, ihr eigenes Eheverständnis umzusetzen. (Roth, 2013: Rn. 3)

Dieser juristische Kommentar spiegelt den seit der Mitte der 1960er- bzw. seit den 1970er-Jahren beobachtbaren Wandel familialer Strukturen wider (Nave-Herz, 2013: 64; Schneewind, 2010: 54), der durch vielfältige Formen familialer und dyadischer Beziehungsgestaltung gekennzeichnet ist (Büchner et al., 2012: 28 f.).

Bis zu dieser Zeit dominierte das Modell der modernen bürgerlichen Familie als alleinige Beziehungsnorm und wurde in der Bevölkerung oftmals wenig kritisch hinterfragt, mehrheitlich angestrebt bzw. realisiert (Peuckert, 2012: 11 f.). Besondere Verbreitung erfuhr es in der alten Bundesrepublik in den 1950er- und 1960er-Jahren (z. B. Büchner et al., 2012: 32), dem «*Golden Age of Marriage*» (z. B. Peuckert, 2012: 11; Lenz, 2009: 17).

Hiervon abweichende Lebensverläufe bedurften der Begründung bzw. Rechtfertigung und bargen das Risiko, möglicherweise auch geschlechtsabhängig verstärkt, einer gesellschaftlichen Ausgrenzung (Peuckert, 2012: 16).

Anne Gesthuysen beschreibt in ihrem Roman *Wir sind doch Schwestern* entsprechende Erfahrungen ihrer geschiedenen Großtante:

Anfang der sechziger Jahre war sie selbst in einer Stadt wie Duisburg immer «die Geschiedene» gewesen. Die Frauen hatten es hinter ihrem Rücken geraunt, einige waren mit ihren Töchtern auf der Straße stehen geblieben und hatten den Mädchen erklärt, dass Frauen, die sich nicht fügten, geschieden wurden. (2013: 247)

Der daraufhin einsetzende Prozess des familialen Wandels im Sinne einer Zunahme nichttraditioneller Beziehungsstrukturen, auch als «Pluralisierung der Lebensformen»¹² bezeichnet (z. B. Peuckert, 2012: 20; Meyer, 1992: 67), wurde insbesondere durch die Studentenbewegung und die Bildungsexpansion mit sukzessiver Angleichung der Bildungschancen junger Frauen forciert (Nave-Herz, 2013: 64).¹³ Alternative Beziehungsmodelle lösten zunehmend das traditionelle Modell der «Hausfrauenehe» ab.

Inzwischen gehen Frauen mehrheitlich in unterschiedlicher Form einer Erwerbstätigkeit nach (z. B. Peuckert, 2012: 2; Beck-Gernsheim, 1983: 316 f.), Elternschaft ist zu einer Wahlmöglichkeit geworden und gehört nicht mehr zwangsläufig zum ehelichen Selbstverständnis (Lenz, 2009: 16 f.).

12 Eine grafische Darstellung unterschiedlicher Lebensformen wird bei Nave-Herz (2013: 33) abgebildet.

13 Vgl. hierzu auch Peuckert (2012: 406).

Merkmale der Normalfamilie	Abweichungen von der Normalfamilie
verheiratet	Alleinwohnende («Singles»); nichteheliche Lebensgemeinschaft
mit Kind/Kindern	Kinderlose Ehe
gemeinsamer Haushalt	Getrenntes Zusammenleben (Living-Apart-Together)
zwei leibliche Eltern im Haushalt	Ein-Eltern-Familie; binukleare Familie ¹⁴ ; Stief- und Adoptivfamilie
lebenslange Ehe	Fortsetzungsehe (sukzessive Ehe)
exklusive Monogamie	Nichtexklusive Beziehungsformen
heterosexuell	Gleichgeschlechtliche Paargemeinschaft
Mann als Haupternährer	Egalitäre Ehe; Doppelkarriereehe; Commuterehe; Hausmännerehe; Familienernährerinnen
Haushalt mit zwei Erwachsenen	Haushalt mit mehr als zwei Erwachsenen (Drei- und Mehrgenerationenhaushalt, Wohngemeinschaft)

Tab. 1 Gegenüberstellung des Leitbildes der modernen bürgerlichen Familie und alternativer Lebensformen (nach Peuckert, 2012: 20)

Beck-Gernsheim (1983: 308) beschreibt die damit verbundenen Veränderungen des weiblichen Lebenszusammenhangs als «Entwicklung vom ›Dasein für andere‹ zu einem Stück ›eigenen Leben‹». Entsprechend wird nach Peuckert (2012: 663) die Abkehr von traditionellen Beziehungsstrukturen und die Wahl alternativer Lebensformen stärker von den Frauen initiiert, die nun ihre Lebensplanung auch nach der Ausübung einer qualifizierten beruflichen Tätigkeit ausrichten.

Anhand einer tabellarischen Gegenüberstellung des Leitbildes der bürgerlichen Familie in seinen einzelnen Merkmalen und deren möglichen Variationen lässt sich das Spektrum derzeit bestehender Lebens- und Beziehungsformen abbilden (Tab. 1) und systematisieren:¹⁵

In der Betrachtung dieser Vielgestaltigkeit möglicher Formen menschlichen Zusammenlebens¹⁶ mag zunächst der Eindruck einer grundsätzlich positiven gesellschaftlichen Entwicklung entstehen, die jedem Einzelnen zunehmend Möglichkeiten eröffnet, die nach seinem subjektiven Empfinden passende Lebensform zu wählen (Nave-Herz, 2013: 67).

14 Unter einer binuklearen Familie ist eine Familienform zu verstehen, welche aus zwei Haushalten besteht. Hierbei erziehen beide Eltern das gemeinsame Kind, das in beiden Haushalten wohnen kann (Peuckert, 2012: 21).

15 Eine andere Klassifikation der Familienformen findet sich beispielsweise bei Nave-Herz (2013: 39 f.), die diese nach dem Prozess der Familienbildung, der Zahl der Generationen, der Rollenbesetzung in der Kernfamilie, dem Wohnsitz und nach der Erwerbstätigkeit der Eltern unterteilt.

16 Eine vertiefte Beschreibung einzelner Beziehungsformen im Lebensverlauf gibt Lenz (2009: 19 ff.).

Gleichwohl wird der beschriebene Wandel familialer Beziehungen von unterschiedlicher Seite kritisch reflektiert. Dem gegebenen Rahmen geschuldet werden im Folgenden lediglich ausgewählte Aspekte betrachtet.¹⁷

Aus Sicht der Individualisierungstheorie¹⁸ eröffnet die Ablösung von Frauen aus traditionellen Strukturen und ihre zunehmende Unabhängigkeit zunächst eine Erweiterung ihrer Handlungsoptionen und Entfaltungsmöglichkeiten (Beck-Gernsheim, 1983: 308 f.). Die Ausübung einer Berufstätigkeit und der damit verbundene Erwerb eines eigenen Einkommens fördern Selbstbewusstsein und Autonomiebestrebungen (ebd.: 313 f.). Innerhalb der Paarbeziehung zum Lebensunterhalt beitragen zu können bzw. finanziell unabhängig zu sein, begünstigt ein ausgewogenes Machtverhältnis zwischen den Partnern und vermag die eigene Position in partnerschaftlichen Aushandlungsprozessen und Konflikten zu stärken (ebd.: 319).

Gleichzeitig sind Frauen jedoch nach wie vor vorwiegend für familiäre Aufgaben zuständig und beruflich oftmals weniger gut etabliert¹⁹ und existenziell abgesichert als Männer. Die daraus resultierenden Ambivalenzen und Spannungen (ebd.: 309) werden durch die Abnahme traditionaler Vorbilder und dem ihnen inhärenten Handlungswissen sowie der damit verbundenen Notwendigkeit, eigene Lebenskonzepte zu entwerfen, verstärkt: «Die Lebensperspektiven von Frauen sind »vorbildlos« geworden – offener *und* ungeschützter als früher» (ebd.: 309).

Büchner et al. (2012: 35) thematisieren diese Spannungsfelder für beide Geschlechter, werten den familialen Entwicklungsprozess als «Modernisierung von Teilen der Familienleitbilder bei Beibehaltung der traditionellen Grundorientierungen» und führen dazu weiter aus:

Es sind Widersprüche zwischen verschiedenen Komponenten des Leitbilds (Mütter-Väter-Rolle, Frauen-Männer-Rolle) zu konstatieren. Uneinheitlichkeit existiert insbesondere bei den weiblichen Leitvorstellungen, in denen sich moderne und tradierte Leitbildkomponenten gegenüber stehen, sich gegenseitig relativieren und ambivalente Botschaften vermitteln. Frauen stehen im Spannungsfeld von Mutter- bzw. Hausfrauenrolle und Emanzipation durch außerhäusliche Erwerbstätigkeit, Männer sehen sich im Konflikt zwischen der Ernährer- und der Vaterrolle. Die Konsequenz ist ein heterogenes Leitbild ohne verbindliche Handlungsorientierungen [...] in dem die Gleichstellung der Geschlechter angelegt ist, mit der Geburt von Kindern den Frauen aber weiterhin die traditionelle Mütterrolle zuweist. (ebd.: 35)

17 Für eine umfassende Darstellung siehe beispielsweise Peuckert (2012).

18 Eine ausführliche Darstellung und kritische Würdigung der Individualisierungstheorie lässt sich z. B. Meyer (1992: 129 f.) und Peuckert (2012: 659 ff.) entnehmen.

19 Beispielsweise zitiert die Süddeutsche Zeitung (7./8./9.06.2014, Nr. 130, Beruf & Karriere) Ergebnisse des Mikrozensus 2011, wonach Männer doppelt so häufig in Führungsaufgaben tätig waren als Frauen.

Diese leitbildorientierten Ausführungen machen zweierlei deutlich: Zum einen wirkt sich der von Beck-Gernsheim (1983: 307 ff.) für Frauen thematisierte Individualisierungsprozess auch auf dyadischer Ebene aus. Eine Partnerschaft bedarf jetzt der Abstimmung zweier Menschen mit jeweils persönlichen Lebenskonzepten, Bedürfnissen und Rechten, beide sind jedoch zugleich Sach- und Entscheidungszwängen und individuellen Begrenzungen unterworfen, denen Rechnung zu tragen ist (Peuckert, 2012: 662). Während vormals zumeist die Individualisierung des Mannes maßgeblich war und der Frau eine komplementäre Rolle zugewiesen wurde, kommen nun beide Partner mit ihren «selbstentworfenen Biographien» (Beck-Gernsheim, 1986: 223) zusammen und sind gefordert, sich in ihren Lebensvorstellungen abzustimmen und tragfähige Kompromisse auszuhandeln.

Zum anderen weist der in der letzten Zeile des Zitats angesprochene, insbesondere mit dem ersten Kind einhergehende «Traditionalisierungsschub» (Nave-Herz, 2013: 157)²⁰ in der Partnerschaft darauf hin, dass ebenso der mit der Abkehr von traditionellen Beziehungsmustern erwartete freiere Lebensentwurf Limitierungen unterworfen sein kann (Peuckert, 2012: 667). Beispielsweise belegt Nave-Herz (2013: 158) auf der Grundlage zahlreicher empirischer Studien, dass nach wie vor, auch im internationalen Vergleich, eine ungleiche innerhäusliche Arbeitsteilung zu Lasten der Frauen zu beobachten ist. Auch in der eigenen Befragung von Frauen in Doppelkarriereehen (van den Berg, 1997: 81) übernahmen die (Ehe-)Partnerinnen trotz äquivalenter beruflicher Positionen oftmals den überwiegenden Anteil der Alltagsorganisation und Haushaltsführung in der Beziehung.

Wenngleich nun tendenziell «partnerschaftlich-rationale Verhandlungen» (Peuckert, 2012: 667) an die Stelle der nicht hinterfragten Akzeptanz normativer Vorgaben getreten sind, gehen alternative Lebensformen nicht zwangsläufig mit einer auf allen Ebenen egalitären Beziehung²¹ einher.

Schlussendlich bleibt in der wertenden Betrachtung des beschriebenen familialen Wandels stets differenziert zu prüfen, ob die gelebte Lebensform der gelungene Ausdruck eines persönlich stimmigen Lebensentwurfes darstellt oder eine aus der Notwendigkeit heraus geschaffene Behelfslösung (Peuckert, 2012: 663).

Die ausgeführte Pluralisierung der Lebensformen bildet sich auch in der Analyse familienstatistischer Daten ab; gegenwärtig lassen sich insbesondere eine rückläufige Zahl der Eheschließungen bei einem Zuwachs an nichtehelichen

20 Vgl. hierzu auch Peuckert (2012: 667).

21 Unter einer «egalitären Ehe» versteht Peuckert (2012: 22) «eine Ehe, die die Gleichheit und die persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten beider Ehepaare betont (z. B. Ablehnung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Autoritätsausübung)».

Lebensgemeinschaften,²² stetig sinkende Geburtenraten,²³ ein Anstieg der Scheidungsquoten²⁴ und des Anteiles alleinerziehender Eltern feststellen (Nave-Herz, 2013: 64 ff.; Büchner, 2012: 28; Schneewind, 2010: 79 f.).

In der familiensoziologischen Forschung werden hierzu eine Reihe von Erklärungsansätzen diskutiert, beispielsweise die veränderte Rolle der Frau oder der gestiegene ökonomische Wohlstand als Basis individualisierter Lebensformen (z. B. Büchner et al., 2012: 28, 33). Gleichwohl argumentiert Nave-Herz auf der Grundlage zahlreicher empirischer Befunde inhaltlich gegen den vielfach diagnostizierten «Bedeutungsverlust von Ehe und Familie» (2013: 72) und ergänzt aus methodischer Perspektive: «Statistische Datenreihen [stellen] keine Motivanalysen dar» (ebd.: 74). Nach wie vor kommen Ehe und Familie eine hohe subjektive Bedeutung zu (ebd.: 72 ff.; Grünheid, 2013: 29; Büchner et al., 2012: 28). Wenn gleich im Anteil gegenüber anderen Lebensformen gesunken, überwiegen Familien derzeit im Gesamtbild der Bevölkerung (Nave-Herz, 2013: 75; Schneewind, 2010: 55).

Ehe und Partnerschaft gewinnen jedoch zunehmend an Eigenständigkeit gegenüber der Familie (Lenz, 2009: 14 f.). Zum einen legt Nave-Herz im Rahmen längsschnittlicher Auswertungen dar, dass über die Lebensspanne des Einzelnen hinweg die Familienphase mit Kindern zeitlich an Bedeutung verliert und als «transitorisch» (2013: 70) gesehen werden kann. Demgegenüber nimmt der Zeitraum des Zusammenlebens in der Partnerschaft ohne Kinder einen wesentlich höheren Anteil im Leben jedes Einzelnen ein, bedingt durch die Abnahme der Geburtenzahlen und der gestiegenen Lebenserwartung (ebd.: 70). Zum anderen konstatiert Lenz, dass trotz der beobachteten «Kindzentrierung» (2009: 14) Eltern in der Erziehungphase verstärkt anstreben, sich neben der Elternrolle als Paar wahrnehmen und erleben zu können.

Zusammenfassend werden Paarbeziehungen heute sowohl unter zeitlichen als auch emotionalen Aspekten eine große Relevanz beigemessen. Ergänzend führt Lenz (2009: 26) hierzu aus: «Nicht die Vereinzelung droht, es hat sogar den Anschein, dass Zweierbeziehungen in der Gegenwart eine erhebliche Bedeutungssteigerung erfahren haben».

Gleichzeitig erweisen sie sich jedoch als fragile Konstrukte. Wenn gleich die Eheschließung im Vergleich zu den nichtehelichen Partnerschaften²⁵ aufgrund ihrer höheren Verbindlichkeit mit Blick auf die Stabilität der Beziehung eine schützende Funktion zu haben scheint (Schneewind, 2010: 66 f.), geht dies jedoch

22 Eine ausführliche Analyse der demografischen Daten findet sich bei Grünheid (2011: 2–24).

23 Vgl. z. B. Walter (2007: 56–76).

24 Vgl. auch Grünheid (2013: 5–29).

25 Zum Vergleich von Ehe und nichtehelichen Partnerschaften aus soziologischer Perspektive vgl. Nave-Herz (2000: 11 ff.; 2013: 27 ff.).